

■ Bücher machen Geschichte. Aber wer macht die Bücher? Olaf Blaschke lenkt den Blick auf einen Aspekt, der – wenn überhaupt – gewöhnlich nur am Rande registriert wird: Verlage und Verleger. Welchen Einfluss hatten und haben sie? Wie weit haben sie die Erforschung der jüngsten deutschen Vergangenheit mitgeprägt? ■

Olaf Blaschke

## Die „Hand am Puls der Forschung“

Konjunkturen der Zeitgeschichtsschreibung und ihre Verleger seit 1945

Auf dem deutschen Buchmarkt sind seit 1945 etwa 120.000 deutschsprachige Geschichtsbücher erschienen<sup>1</sup>. Ein guter Teil davon betrifft die Zeitgeschichte. All diese Bücher unterlagen einem Selektionsprozess. Sie mussten von Lektoren und Verlegern, den sogenannten „gatekeepern“, geprüft werden, ob sie es wert seien, das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken. Dabei passieren natürlich auch Fehler. Ungezählt bleiben die hervorragenden Manuskripte, die nicht publiziert wurden oder erst viele Jahrzehnte später wie etwa von Norbert Elias, Ludwik Fleck und Raul Hilberg. Sie hätten der Forschung Impulse geben, ihre Richtung verändern können. Und es gibt schlechte Manuskripte, die trotzdem publiziert wurden, man denke nur an den Fall Daniel Goldhagen, bei dem sämtliche Qualitätsprüfungsschranken versagten, angefangen bei den ihn promovierenden Politologen über die Agenten und ihre Verlage bis zur Presse. Aber im Großen und Ganzen funktioniert bei den renommierten Verlagen dieser Selektionsprozess recht zuverlässig, sodass wir als Verbraucher ihrem Angebot mit Vertrauen begegnen. Harvard University Press, C. H. Beck und der Fischer Verlag sind Beispiele dafür. Sie hatten Goldhagen einen Korb gegeben<sup>2</sup>.

Verleger sitzen jedoch keineswegs nur am Schreibtisch und warten auf eingehende Manuskripte, um ihrem Hauptberuf nachzugehen: sie abzulehnen. Vielmehr akquirieren sie Autoren, betreiben sie aktives und sogenanntes „creative publishing“, indem sie Bücher in Auftrag geben oder Buchserien entwerfen.

<sup>1</sup> Beim vorliegenden Essay handelt es sich um das durch einige Argumente und sparsame Zitatnachweise ergänzte Referat, das ich am 21. 5. 2008 im Institut für Zeitgeschichte, München, auf dem Kolloquium „Verlage und Verleger in der Zeitgeschichte“ halten durfte, das zu Ehren des 150-jährigen Bestehens des Oldenbourg Verlages veranstaltet wurde. Auf ausschweifende Fußnoten wurde daher verzichtet. Für die Datengrundlage und für weitere Literaturangaben verweise ich auf Olaf Blaschke, Verleger machen Geschichte. Das Historikerfeld und der Buchhandel seit 1945 im deutsch-britischen Vergleich, erscheint in Göttingen 2009; ders./Hagen Schulze (Hrsg.), Geschichtswissenschaft und Verlagswesen in der Krisenspirale? Eine Inspektion des Feldes in historischer, internationaler und wirtschaftlicher Perspektive, München 2006.

<sup>2</sup> Wohl hat das Buch von Daniel Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996, eine interessante Diskussion ausgelöst, und es konzedierten manche renommierten Verleger, dass es veröffentlicht werden musste, aber: „Nicht bei uns“.

Dadurch setzen sie Themen und beeinflussen die Debatten unter Wissenschaftlern. Diese jedoch, nicht zuletzt die Historiker, glauben oft, sie alleine würden das bewerkstelligen. Sie sehen sich in einem selbstreferentiellen System und sind gefangen in der Illusion der disziplinären Autonomie. Jede Rezension lässt das erkennen. Diskutiert werden Ansichten und Methoden der Autoren, nicht die Verlage. Kein Rezensent schreibt: Ich bespreche dieses Buch, *obwohl* es bei Böhlau erschienen ist – oder *weil* es bei Böhlau erschienen ist. Trotzdem: Auch der Verlag spielt, bewusst oder unbewusst, eine Rolle bei der Auswahl der Lektüre und ihrer Bewertung. Mehr noch, der Verlag hat darüber entschieden, ob es dieses Buch überhaupt gibt, an dem sich der Rezensent gerade abmüht. Deshalb empfiehlt es sich, daran zu erinnern, dass auch Verleger Geschichte machen, nicht nur Historiker, Schriftsteller oder Ausstellungsmacher<sup>3</sup>. Dies ist das Thema dieses Beitrags – die Leistungen und der Einfluss von Verlegern und Lektoren auf die Wissensproduktion im Historikerfeld seit 1945. Was machten eigentlich die Verleger mit der Zeitgeschichte? Diese systematischen Überlegungen werden dann mit einigen Beispielen in einem chronologischen Teil illustriert, der sich den Konjunkturen der Zeitgeschichtshistoriographie von 1945 bis in die 1980er Jahre widmet. Wie entwickelte sich die Zeitgeschichtsschreibung, und welche Rolle spielten Verleger in ihr?

## 1. Verleger machen Geschichte: Ihr doppelter Einfluss auf die Geschichtswissenschaft

Das Verlagswesen beeinflusste die Geschichtsschreibung und die Geschichtswissenschaft auf zweifache Weise: unmittelbar und mittelbar. Der unmittelbare Einfluss ist sofort einleuchtend. Indem Verleger durch ihre Entscheidungen und Praktiken an der Produktion bzw. meistens Nicht-Produktion, der Platzierung bzw. Deplatzierung, der Gestalt und Karriere eines Werkes ihren nicht unerheblichen Anteil hatten, übten sie entsprechende intendierte und nicht intendierte Wirkungen aus. In ihren verschiedenen möglichen Rollen als Kaufleute, Mittler und zuvörderst Nicht-Mittler, Selektierer und Sortierer, als *gatekeeper* des Wissens und Wissensproduzenten, kam Verlegern eine Macht zu, die der Gelehrtenstube meist fremd und verborgen blieb. Ihr Einfluss auf die erste Stufe der Buchproduktion war groß. Sie waren es, die entschieden, was sie letztlich in Verlag nehmen wollten, selbst wenn sie ein Herausgebergremium vorschalteten. Aber auch während der Produktion, den Korrekturdurchgängen, früher deutlich sorgfältiger als heute, und bei der Titelfindung sowie schließlich bei der Distribution, der Vermarktung und Rezeption ist der steuernde Einfluss von Verlegern stets präsent.

Die Vermarktung eines Buches war umso erfolgreicher, je vielversprechender und bekannter das sichtbare Verlagssignet war. Die Voraussetzung dafür war, dass

<sup>3</sup> Zur Relevanz des Verlagssignets und seinem Einfluss auf das Rezeptions- und Rezensionswesen vgl. Olaf Blaschke, Reputation durch Publikation. Wie finden deutsche Historiker ihre Verlage? Eine Umfrage, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 55 (2004), S. 598–620.

sich das Signet aufgrund der *backlist*, also der bereits im Verlag beheimateten Autoren, des versammelten symbolischen Kapitals, schon zuvor auf dem Markt durchgesetzt hatte, und zwar als positives, mit Prestige behaftetes Gütesiegel. Hier wurden Namen gehandelt, nicht nur kognitive Informationen. Insofern lassen sich Strukturen und Praktiken, mittelbare und unmittelbare Einflüsse, analytisch kaum voneinander trennen.

Das leitet bereits zum mittelbaren Einfluss über, der schwerer zu erläutern ist als der unmittelbare Einfluss, zu dem jeder Autor und zumal jeder Verleger ein Füllhorn an Anekdoten über kuriose angebliche „Zufälle“ und bedeutsame Erstbegegnungen ausschütten könnte. Merkwürdigerweise glauben hier selbst scharfsinnige Strukturhistoriker häufig an den Zufall, während sie ihn bei den von ihnen erforschten historischen Zusammenhängen brüsk zurückweisen. Schon dieses Paradoxon, der blinde Fleck der Akteure im Feld, zeigt, dass der mittelbare Einfluss der eigentlich interessanter ist.

Der Verlagsbuchhandel schuf stets Strukturen, in denen Historiker eine dem Feld vertikal und horizontal homologe Austragungsebene für ihre Positionskämpfe fanden. Was ist mit vertikaler Homologie gemeint? Das lässt sich gut an vertrauten Mechanismen erläutern, die überall wirken: im Kunsthandel, beim Theater, in der Musik- und Filmbranche. Renommierte Plattenfirmen wie Blue Note produzierten Miles Davis und Sonny Rollins. Das „Label“ garantierte die Qualität der Künstler und deren Musik die Qualität des Labels. Berühmte Regisseure finden sich mit gefragten Schauspielern zusammen, weil ein Sydney Pollack einen Robert Redford engagieren kann und umgekehrt ein Redford es nicht nötig hat, bei einem drittklassigen Filmemacher anzuheuern. Ohne irgendeinen Geschichtspräsidenten mit Robert Redford vergleichen zu wollen – die Mechanismen der vertikalen Homologiebildung sind dieselben. Historiker versuchen, ihre Darbietungen, ihre wichtigsten Produkte, die Werke, zur Geltung kommen zu lassen, die jedoch von der Wahrnehmungschance des Verlagsnamens abhängt, ähnlich wie ein Schauspieler oder Künstler für sich die beste Plattform sucht. Je besser der Klang des Verlagsnamens, desto höher die Chance auf Wertschätzung. Hierarchisch in ihrem Feld hochstehende Autoren wie der Vorsitzende des Historikerverbandes Gerhard Ritter (1888–1967) fühlten sich tatsächlich am besten aufgehoben in einem angesehenen Verlag wie Oldenbourg, der seit 1859 die *Historische Zeitschrift* betreute und auch andere renommierte Autoren in der *backlist* führte, mithin ein hohes soziales und kulturelles Kapital mitbrachte. Angesichts dessen hatten es die ab 1945 neu gegründeten Verlage schwer, sich gegen die sogenannten Altverlage durchzusetzen. Durch diesen Mechanismus entstand eine reziproke Reputationspirale: Die Reputation von Autor und Verlag, das Kapital beider Seiten mehrte sich gegenseitig. Doktoranden mussten sich meist andernorts umsehen.

Die Entscheidungen, die zu einem Verlagsvertrag führten, ja schon die Entscheidung, aus welchem Verlagshaus man beim Sortiment seiner Vertrauensnach Neuerscheinungen fragte, verliefen vor dem Dispositiv einer Reputationspyramide mit sehr begehrten Verlagen an der Spitze, die ein hohes Anspruchsniveau erfüllten. Nehmen wir als beliebig gewähltes, aber empirisch abgesichertes

Beispiel Oldenbourg, eine Art zentraler Orientierungspunkt für andere Verlage. Dissertationsverlage dagegen standen ganz unten. In der Reputationshierarchie rangiert übrigens auch die Internetpublikation noch immer in unteren Regionen. Deshalb brauchen sich Reputationsverlage keine Sorgen zu machen, und junge Autoren tun gut daran, ihr mühevoll erstelltes Manuskript nicht leichtfertig zu vergeben.

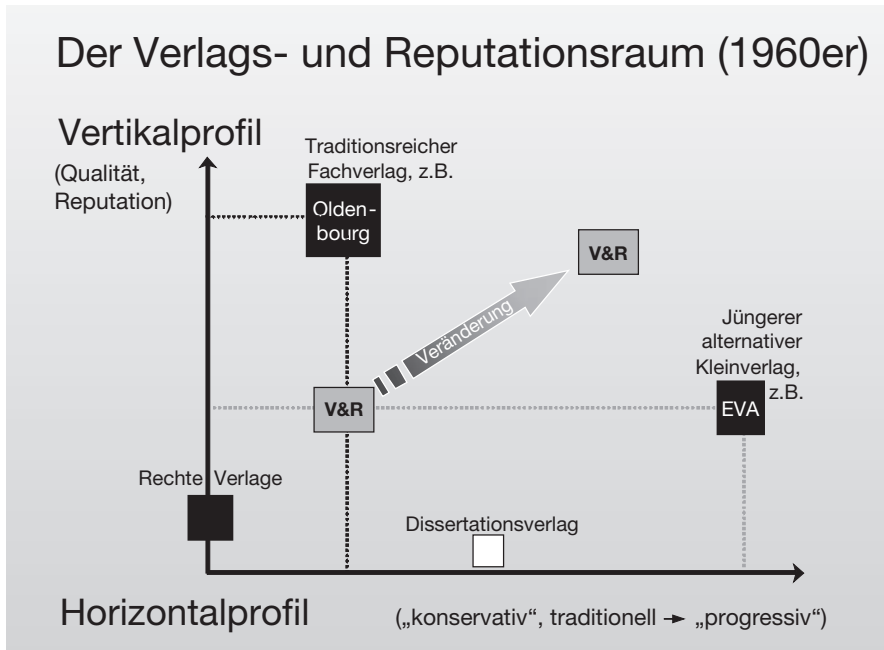
Neben dem Vertikalprofil entfaltete sich indes noch ein Horizontalprofil, in Deutschland viel ausgeprägter als etwa in Großbritannien. Horizontal bot sich ein Spektrum von rechts bis links. Das ist im politischen Sinne deutlich sichtbar bis in die 1970er Jahre, man denke etwa an die „Suhrkamp-Kultur“ oder an S. Fischer. Aber auch wissenschaftliche Schulen und Tendenzen, Orthodoxie und Häresie, Tradition und Progression wurden im deutschen Verlagsraum seit dem 19. Jahrhundert horizontal abgebildet, während es nur wenige britische Verlage gab, die als Versammlungsorte Gleichgesinnter fungierten. Dort übernahmen konservative Verleger auch marxistische Literatur, was vielen deutschen Verlegern undenkbar erschien. 1961, noch vor der großen Repolitisierung des Buchhandels, hielt Helmut Hiller es für selbstverständlich, dass zu einem Verlagsgesicht eine „Verlagsrichtung“ gehöre. Wenn der Verleger aufgrund „seiner Weltanschauung und seiner Wesenseigenheiten bestimmte Vorstellungen von seiner Verlagsarbeit hat, so wird er diese Vorstellungen durch Auswahl aus den Manuskriptangeboten oder durch Aufträge an die Autoren zu realisieren suchen“. Auch der wissenschaftliche Verleger verleihe seinem Verlag „eine Richtung nicht nur durch Spezialisierung auf einzelne Gebiete, sondern hier wiederum häufig durch Beschränkung auf bestimmte Lehrmeinungen und Schulen“. Verleger und Autor müssten in ihren Ansichten miteinander übereinstimmen<sup>4</sup>.

Jeder Verlag in einem Feld hat zu einem bestimmten Zeitpunkt X einen Ort in diesem Kosmos, sagen wir 1960: Oldenbourg, mit viel sozialem und Traditionskapital ausgestattet, aber gediegen konservativ, besetzte fast konkurrenzlos den obersten Rang, dagegen blieb die 1946 gegründete Europäische Verlagsanstalt mit wenigen Autoren auf einem niedrigeren Reputationsniveau, zumal auf dem sozialistischen Flügel beheimatet. Hier erschienen Eugen Kogons „SS-Staat“ und Bücher über den Warschauer Ghettoaufstand, Risikoprojekte über Vergangenheiten, die damals nur wenige genau kennen wollten<sup>5</sup>. Rechts würde man Muster Schmidt oder die Wissenschaftliche Buchgemeinschaft (seit 1953: Wissenschaftliche Buchgesellschaft) des wegen seiner NS-Vergangenheit entlassenen Historikers Ernst Anrich postieren. Rechtsextreme Verlage wie Grabert oder Türmer stehen außerhalb des Feldes. Die Positionen im Feld waren und sind ständigen

<sup>4</sup> Helmut Hiller/Wolfgang Strauß (Hrsg.), *Der deutsche Buchhandel. Wesen, Gestalt, Aufgabe*, Gütersloh 1961, S. 61 f.; vgl. ausführlicher Blaschke, *Verleger*; Olaf Blaschke, *Sind deutsche Verlage anders? Ein überfälliges Plädoyer für den Einzug der internationalen Komparatistik in die Buchhandelsgeschichte*, in: Monika Estermann/Ute Schneider (Hrsg.), *Wissenschaftsverlage zwischen Professionalisierung und Popularisierung*, Wiesbaden 2007, S. 179–197.

<sup>5</sup> Vgl. Nicolas Berg, *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*, Göttingen 2003; Sabine Groenewold (Hrsg.), *Mit Lizenz. Geschichte der Europäischen Verlagsanstalt 1946–1996*, Hamburg 1996.

Veränderungen unterworfen. Vandenhoeck & Ruprecht etwa wanderte in den 1960er Jahren im Feld von einem traditionsreichen kulturprotestantischen Theologieverlag mit geschichtlichem Beiprogramm nach „links“ und bediente die damals progressive Sozialgeschichte, die selbsternannte „kritische“ Geschichtswissenschaft, ohne aber in die Nähe der EVA rücken zu wollen. Dieser Profilveränderung verdankte der Verlag, dass er zugleich aus der Sicht von Historikern, bei den einen früher, bei den anderen zögerlich, vertikal nach oben wanderte, weil er sich zunehmend als renommierter Geschichtsverlag etablierte<sup>6</sup>.



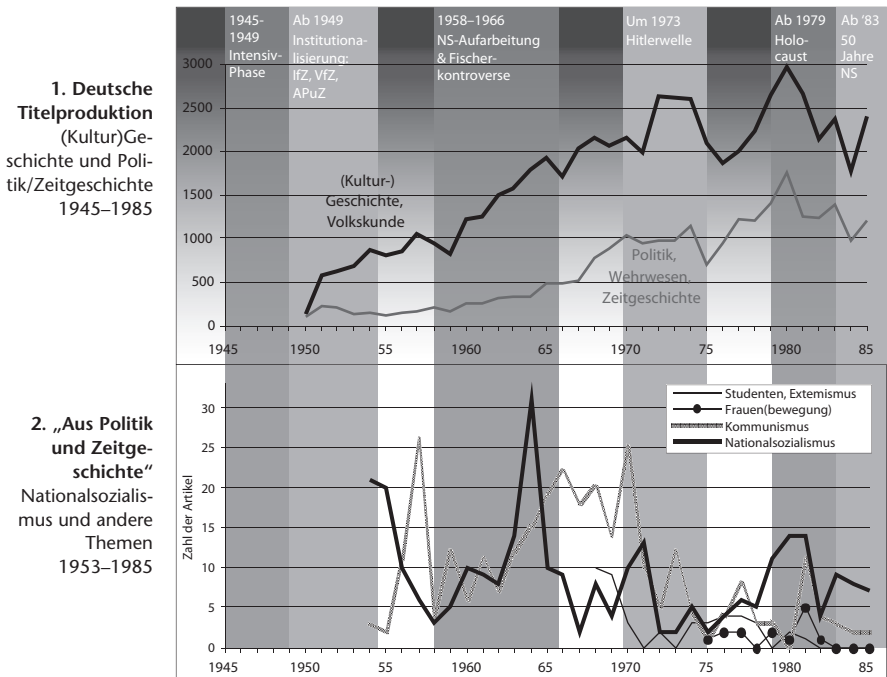
Den Akteuren des Feldes sind solche Mechanismen nicht immer voll bewusst. Gleichwohl spiegeln sie sich in den Zwischenzeilen der Verlagskorrespondenzen wider und vor allem in den Praktiken. Danach entscheidet sich auf beiden Seiten, wer zu wem passt. Aber danach entscheidet sich auch, wie Bücher wahrgenommen und diskutiert werden, wie Wissenschaft überhaupt funktioniert. Verleger haben daran einen mittelbaren und unmittelbaren Anteil, den jedoch die Logik der Reputation der im Feld agierenden Berufshistoriker verschleiert, die um Ideen, Originalität und Argumente konkurrieren. Erst in den letzten Jahrzehnten häufen sich die Fälle, in denen Autoren im Vorwort ihren Lektoren und Verle-

<sup>6</sup> Ausführlicher zum Aufstieg von Vandenhoeck & Ruprecht, zu diesen Mechanismen sowie grundsätzlich zum im Hintergrund stehenden Ansatz von Pierre Bourdieu vgl. Olaf Blaschke/Lutz Raphael, Im Kampf um Positionen. Änderungen im Feld der französischen und deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Jan Eckel/Thomas Etzemüller (Hrsg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, S. 69–109.

gern danken und es sogar offen legen, wenn die eigentliche Idee zu ihrem Buch vom Verlag ausging. Dies hätte bis in die 1970er Jahre kaum ein seiner Berufsethik gewahrer Universitätshistoriker zugegeben. Gleichwohl strukturierten die intensiven, sich gegenseitig inspirierenden Kontakte, welche Verleger und Historiker pflegten, auch damals das Feld der Zeitgeschichtsschreibung. Denn die primären Medien, durch die sie sich vermittelte und durch die ein Zeithistoriker ein anerkannter Zeithistoriker wurde, waren Bücher und Zeitschriften, bevor sekundäre Medien über einige davon diskutierten. Insofern kommt Verlegern eine wichtige Rolle bei der Zeitgeschichtsschreibung zu, deren Konjunkturen sie genau beobachteten und mit steuerten. Das bedeutet: „Verleger machen Geschichte“.

## 2. Konjunkturen der Zeitgeschichtshistoriographie seit 1945

120.000 selbstständige Geschichtstitel seit 1945 wiesen die Daten des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels nach. Leider sind diese Daten nicht frei von „Verunreinigungen“. In der Rubrik Geschichte finden sich nämlich auch zeithistorische Titel, umgekehrt sind in der Rubrik Politik/Zeitgeschichte nicht ausschließlich Bücher zur Zeitgeschichte. Es bräuchte ein DFG-Projekt, um das einmal sauber zu sortieren, und zwar auf der Basis von Obduktionen, nicht nur aufgrund der Einschätzung von Buchtiteln. Indizien für Tendenzen haben wir aber allemal (vgl. nachstehende Grafik).



Erster Befund: Geschichte allgemein boomte bis zur berüchtigten Krise des Faches in den 1970er Jahren. Zweiter Befund: Die Linie Politik/Zeitgeschichte nähert sich der Geschichtstitel-Linie. In den 1950er Jahren war, wie eine genauere Inspektion in Stichjahren ergibt, nur jedes zehnte Geschichtsbuch zeithistorisch. Heute ist es jedes dritte, sodass schon der täuschende Eindruck entstanden ist, dass „mehr Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte erscheinen als zu allen übrigen Epochen der Geschichte zusammen“<sup>7</sup>. Welche Konjunkturen durchlief sie tatsächlich? Die Börsenvereinsdaten sind in dieser Hinsicht nicht differenziert genug, da in der einen Geschichtsrubrik alle Epochen von der Antike bis heute enthalten sind. Ihre individuellen Popularitätsschwankungen gehen daher unter. Weder die Mittelalter-Welle (ca. 1982) noch die Hitler-Welle (ca. 1970) könnte man herauslesen.

Präziseren Aufschluss darüber verspricht es, die Beilage zur Wochenzeitung DAS PARLAMENT seit 1953, herausgegeben von der Bundeszentrale für Heimatdienst (später Bundeszentrale für politische Bildung), einer Auszählung zu unterwerfen. Die Beilage *Aus Politik und Zeitgeschichte* (APuZ) setzte Themen, konnte es aber nicht willkürlich tun. In Erfüllung ihres Auftrags zur Bildung mündiger Staatsbürger reagierte sie auf gesellschaftliche Probleme. Ihr Einfluss reichte bis in die Lehrerzimmer. Viele Historiker, die für die *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* schrieben, fanden in der APuZ ein Forum, das ihnen noch größere Breitenwirkung sicherte, darunter Hans Rothfels und Karl Dietrich Bracher, Helmut Krausnick und Theodor Eschenburg<sup>8</sup>. Die APuZ kann daher als Seismograph für aktuelle Debatten und auch für den „Zeitgeist“ dienen. Das erhellen einige Proben. Bis 1968 gab es nie einen Artikel über Studenten. Doch plötzlich verfolgte die APuZ das Thema und auch den Linksextremismus intensiv bis in die 1970er Jahre. 1975 wurde erstmals der Feminismus entdeckt, passend zur Frauenbewegung seit den frühen 1970er Jahren. Diese beiden Beispiele demonstrieren, dass die Artikelhäufung zu bestimmten Themen als Gradmesser für deren Attraktivität zu einem benennbaren Zeitpunkt dienen kann. Das erlaubt auch Rückschlüsse auf den Themenkomplex Nationalsozialismus. Unter den 4167 Beiträgen zwischen 1954 und 1992 erschienen etwas mehr Artikel zum Nationalsozialismus (317) als zum Kommunismus/Marxismus (306), dazu kamen Beiträge über den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik und das Problem der Zeitgeschichte allgemein. Zeitgeschichte beanspruchte mithin einen großen Teil dieser Beilage.

<sup>7</sup> Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder, *Zeitgeschichtsforschung in Europa. Einleitende Überlegungen*, in: Dies. (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004, S. 7–24, hier S. 7. Eine genauere statistische Auswertung bei Olaf Blaschke, *Zeitgeschichte gestalten: Verleger und Lektoren*, in: Frank Bösch/Constantin Goshler (Hrsg.), *Zeitgeschichte und Öffentlichkeit. Der Nationalsozialismus und das zeithistorische Feld*, Frankfurt a. M. 2008 (im Druck).

<sup>8</sup> Eigene Auszählung nach: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. Gesamtverzeichnis 1953–1992*, Bonn 1993. Eine detaillierte Auswertung der APuZ sowie eine Auffächerung nach zeithistorischen Unterthemen (Widerstand, Weltkriege, Judenverfolgung, Hitler) findet sich in Blaschke, *Zeitgeschichte*, in: Bösch/Goshler (Hrsg.), *Zeitgeschichte und Öffentlichkeit*.

Die Konjunktur von Debatten über den Nationalsozialismus zeichnet sich in dieser Grafik deutlicher ab als in der allgemeinen Buchproduktion. Zur besseren Veranschaulichung sind beide Grafiken untereinander platziert und sechs Phasen übergreifend eingezeichnet.

Da die Beilage in den 1950er Jahren weniger als halb so viele Beiträge umfasste wie in den 1990er Jahren, fallen die zeitgeschichtlichen Beiträge der ersten Jahrzehnte um so mehr ins Gewicht. Immerhin ein Viertel der Beiträge beschäftigte sich anfangs mit der Zeitgeschichte. Dann erlahmte der Schwung, Ende der 1950er Jahre waren es nur noch fünf Prozent, bevor Zeitgeschichte ab 1960 für einige Jahre das Beiblatt wie kein anderes Thema bestimmte. 1964, in dem Jahr, in dem mit Fritz Fischer auf dem Berliner Historikertag jene Debatte über die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs geführt wurde, beanspruchte sie über ein Drittel des Raumes (37 Prozent). Schärfster Konkurrent zeithistorischer Themen war der Kommunismus. Er und der Nationalsozialismus prägten in den ersten Jahrzehnten das Blatt, damit den doppelt antitotalitären Grundkonsens der Bundesrepublik widerspiegelnd. Als die Fieberkurve des Ersten Kalten Krieges um 1970 allmählich fiel, verlor die APuZ das Interesse an diesem Thema. Mitte der 1980er Jahre wurde über den Kommunismus fast überhaupt nicht mehr geschrieben (kein Artikel 1986–1989) – ganz im Unterschied zur NS-Zeit. Inzwischen erschienen auch Themen der neueren Zeitgeschichte.

Gehen wir die prominentesten, im Buchhandel reflektierten Konjunkturphasen von 1945 bis in die 1980er Jahre durch, ohne damit behaupten zu wollen, dass die dazwischen liegenden Debatten wie die Stresemann-Kontroverse unwichtig gewesen seien oder dass andere Formen der Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte sich darin widerspiegeln würden. Die Geschichte des rituellen Erinnerns, der Gedenkstätten und der musealen Aufbereitung der Vergangenheit, die Vergangenheitspolitik und -bewältigung, das kollektive und das kulturelle Gedächtnis, die Diskurse über Opfer und Täter folgten teilweise anderen Zyklen.

1. Während der Jahre 1945 bis 1949 erlebte Zeitgeschichtsschreibung einen kurzen Frühling, man denke etwa an Friedrich Meinecke und vor allem an die Debatten in den vielen neu gegründeten Periodika bis zum großen „Zeitschriftensterben“ nach der Währungsreform<sup>9</sup>. Das könnte man als ersten von sechs Abschnitten bezeichnen, in denen die jüngste Vergangenheit bei Verlegern und auf dem Buchmarkt große Aufmerksamkeit erfuhr, bei Historikern, Sachbuchautoren und in den Medien. Zunächst aber galt die Historiographie der unmittelbar zurückliegenden Jahre unter Berufshistorikern und Verlegern als riskant und unwissenschaftlich. Die *Historische Zeitschrift* hatte zeithistorische Beiträge ausdrücklich abgelehnt<sup>10</sup>. Auch nach ihrer Wiedergründung 1949 blieb sie misstrauisch. Zeitgeschichte im Sinne von Hans Rothfels spielte sich in ihr nicht ab. Das Dritte Reich blieb mit zwei bis fünf Prozent des Raumes konstant unterbeleucht-

<sup>9</sup> Vgl. Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999, S. 407–409.

<sup>10</sup> Vgl. Nützenadel/Schieder, *Zeitgeschichtsforschung*, in: Dies. (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Problem*, S. 10.



tet. Oldenbourg und andere Verlage, die durch ihr Verhalten im Nationalsozialismus belastet waren, rangen um ihre Lizenzierung, aber auch für die belasteten Historiker, die ebenfalls um ihre Entnazifizierung bangten, hieß Zurückhaltung das Gebot der Stunde<sup>11</sup>. Viele Verleger wimmelten Manuskripte wie „Vom Alten Fritz bis Hitler“ vorsichtshalber gleich ab. Zeitgeschichte musste sich ihren Status erst mühsam gegen den Historismus und auch gegen lebensweltliche Risiken erkämpfen.

Überhaupt mussten sich der deutsche Buchmarkt erst wieder erholen und die Akteure sich erneut finden. Das taten sie relativ rasch, ob belastet oder unbelastet, schon aufgrund ihrer persönlichen Loyalitäten. Der wegen seiner Tätigkeit als SS-Rottenführer im Reichssicherheitshauptamt als Universitätshistoriker suspendierte Günther Franz nahm im Dezember 1946 hilfeschend den Kontakt mit Oldenbourg wieder auf. 1934 hatte er Wilhelm Oldenbourg mit einem Gutachten unterstützt, das zur Ablösung Meineckes als Herausgeber der *Historischen Zeitschrift* führte, weil sie ein Übermaß „nichtarischer Aufsätze“ aufwies<sup>12</sup>. „Einer Zeitungsnotiz entnehme ich, dass Sie jetzt den Verlag Oldenbourg unter neuem Namen fortführen, dass aber Herr Kommerzienrat Wilhelm Oldenbourg nicht mehr Lizenzträger des neuen Verlages ist. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir sagen würden, ob auch Herr Wilhelm Oldenbourg die Fährlichkeiten der letzten Jahre, in denen ich keine Verbindung mehr mit ihm hatte, überstanden hat und wie es ihm geht.“ Er hätte gerne die letzten Exemplare seines Bauernkriegwerkes, da eine Neuauflage im Augenblick ja doch nicht möglich sei. Oldenbourg erklärte ihm, Lizenzträger des neuen „Leibniz Verlages“ sei „[...] unser langjähriger Lektor, Prof. Dr. Manfred Schröter, Geschäftsführer ist mein ältester Sohn, Dr. Rudolf Oldenbourg. Ich selbst bin als Verleger ausgeschaltet, weil ich als bisheriger Seniorschef der Firma für ihre ganze Produktion während der nationalsozialistischen Aera verantwortlich gemacht wurde, also auch für unsere Schulbücher, die natürlich nicht anders als nationalsozialistisch sein konnten, da sie ja vom Kulturministerium genehmigt werden mussten. Persönlich habe ich zwar mit den Schulbüchern gar nichts zu tun gehabt [...] und politisch bin ich ganz unbelastet. [...] Der Leibniz Verlag wird die Tradition des R. Oldenbourg Verl. fortführen und wird es sich gewiß zur Ehre anrechnen, Sie später auch zu seinen Autoren zählen zu dürfen.“

Franz benötigte von Oldenbourg Anfang 1947 alte Rezensionen seines Buches über den Bauernkrieg, vor allem aus ausländischen Zeitschriften. Er wolle sie „zu meiner Entlastung benutzen, da sie ja alle [...] den ausgesprochen sachlichen, wissenschaftlichen Ton der Darstellung anerkennen, hervorheben, daß es in keiner Weise eine Parteischrift ist. Es ist heute ja leider notwendig, solche an sich

<sup>11</sup> Vgl. zu Oldenbourg zuletzt Tilmann Wesolowski, Verlagspolitik und Wissenschaft. Der R. Oldenbourg-Wissenschaftsverlag in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Diss. Freie Universität, Berlin 2008.

<sup>12</sup> Wolfgang Behringer, Bauern-Franz und Rassen-Günther. Die politische Geschichte des Agrarhistorikers Günther Franz (1902–1992), in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2000, S. 114–141, hier S. 116.

selbstverständlichen Dinge ausdrücklich unter Beweis zu stellen.“ 1950 endlich konnte er Oldenbourg zur Entnazifizierung gratulieren: „Ich kann mir vorstellen, wie froh Sie sein werden, daß Sie von dem Druck dieser unsinnigen Ächtung endlich befreit sind.“ Längst plante man die nächsten, indes unverfänglichen Projekte, vor allem Nachschlagewerke, die, das freute Franz besonders, er nicht mehr unter einem Pseudonym zu publizieren brauchte<sup>13</sup>. Wenn schon die Frühneuzeitforschung lebensweltlich und methodisch der Zeitgebundenheit verfallen blieb, wie sehr traf es dann den Gegenstand Zeitgeschichte? Obacht war die Devise der Nachkriegsjahre.

Als 1958 das 100-jährige Jubiläum des Oldenbourg Verlags gefeiert wurde, erging sich Franz, seit kurzem wieder Lehrstuhlinhaber, gegenüber Wilhelm Oldenbourg in geradezu devoten Lobeshymnen. Damals durften nur Verbands- und Behördenvertreter das Wort ergreifen, nicht die Autoren, daher schrieb er Oldenbourg einen Brief: „Es hat mir immer einen Stich gegeben, wenn heute in den Reden von der ‚Firma‘ die Rede war. Für uns Autoren ist Oldenbourg keine Firma [...], sondern ein Verlag, ja nicht einmal ein Verlag, ein Neutrum, sondern ganz persönlich ein Verleger. Ich rechne es zu den grossen Glücksfällen meines Lebens, daß ich in Ihnen, Herr Kommerzienrat Oldenbourg, vor rund 30 Jahren ‚meinen‘ Verleger gefunden habe und daß Sie dies allen Wechselfällen der Zeiten zum Trotz geblieben sind. Sie sind, wenn ich das offen sagen darf, für mich der Idealtyp eines Verlegers, der Verleger an sich, der Verleger so wie er sein soll und immer sein müßte. [...] Sie haben sich nie damit begnügt, nur die Bücher zu verlegen, die Ihnen angeboten wurden, sondern Sie haben selbst große Pläne wie Ihre Sammlung ‚Völker und Staaten‘ gefaßt und gefördert. Sie haben stets Ihre Hand am Puls der Forschung gehabt, [...] und vielfach neue Forschungen ange-regt. Unvergeßlich ist mir das erste Gespräch, das ich nach dem Kriege mit Ihnen im Frühjahr 1946 hatte, zu einer Zeit als Sie keine Lizenz und ich keine Schreib-erlaubnis hatte und wo wir damals in Ihrer Wohnung in Solln Pläne erörterten und faßten, die mich und Ihren Verlag dann über ein Jahrzehnt beschäftigen sollten. [...] Wissenschaft ist nur möglich, wenn sie Verleger wie Sie als Helfer und Freunde, als Treuhänder des Geistes besitzt.“<sup>14</sup>

Ob Autoren diese emphatische Verlagsverbundenheit, die beim 100-jährigen Jubiläum zum Ausdruck kam, heute, zum 150-jährigen, noch so vortragen könnten, darf bezweifelt werden. Hier hat sich doch vieles verändert. Damals pflegte man noch jahrzehntelange, quasi monogame Verlagsbindungen und hatte noch keine Lebensabschnittsverleger wie heute. Die gemeinsame Solidarität gegen alliierte Zumutungen festigte noch zusätzlich manche Bande, vor allem dann, wenn beide Seiten belastet waren. Man ließ sich nicht fallen, sondern suchte Wege, um wertvolle Manuskripte doch noch zu realisieren, notfalls um inkriminierende Stellen bereinigt. Es herrschte ein Klima der Komplizenschaft zwischen Histori-

<sup>13</sup> Bayerisches Wirtschaftsarchiv, 11 F 5 (Verlag Oldenbourg), 1602: G. Franz an Leibniz Verlag, 13. 12. 1946, Wilhelm Oldenbourg an Franz, 3. 1. 1947, Franz an Oldenbourg, 22. 1. 1947 und 20. 1. 1950.

<sup>14</sup> Ebenda, Franz an Oldenbourg, 7. 7. 1958.

kern und Verlegern. Es gab keine Stunde Null, nur eine Unterbrechung. Die personalen Kontinuitäten waren hoch.

Von der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre blieb das Personal der Berufshistoriker und das der Verleger weitgehend dasselbe wie vor 1945. Die Namen der Historiker sind bekannt<sup>15</sup>. Die sie betreuenden Verlagsmitarbeiter sind in Vergessenheit geraten: Horst Kliemann (seit 1921 bei Oldenbourg), Wolfgang von Eichborn (Deutsche Verlagsanstalt), Arnold Fratzscher (Koehler, später V&R), Alfred Bruckmann und Albert von Miller (Bruckmann), Herbert Cram (de Gruyter), Gerhard Aengeneyndt (Klett), Hans Korte (Droste), Georg Sund (C. H. Beck), Karl Stoll (Diesterweg), Hans Riepl (Europäische Verlagsanstalt) und andere. Anders als etwa in Großbritannien waren die meisten promoviert, was ihnen dabei half, auf Augenhöhe mit deutschen Universitätsprofessoren zu verhandeln, Menschen, denen ein gesellschaftlicher Status zugewiesen wurde, der auf gleicher Ebene, wenn nicht höher rangierte als der Ministerialrat<sup>16</sup>.

2. In einer zweiten Phase ab 1949 fand die außeruniversitäre Institutionalisierung der umstrittenen Zeitgeschichte ihren Ort im Institut für Zeitgeschichte. Die Deutsche Verlagsanstalt mit einer liberalen Tradition ließ sich auf dieses Projekt ein und übernahm die *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*<sup>17</sup>. Es gab weitere Ausnahmen, sogar Verleger, die zeitgeschichtliche Manuskripte anregten. Fratzscher von Vandenhoeck & Ruprecht überzeugte Rothfels 1955 davon, ein Buch wie die *Zeitgeschichtlichen Betrachtungen* zusammenzustellen. Vor allem Bermann Fischers Verlag legte größten Wert auf Aufklärung der jüngsten Vergangenheit. 1948 hatte er einen „Marshall-Plan des Geistes“ gefordert. Er veröffentlichte das Tagebuch der Anne Frank und fuhr eigens nach Berlin, um Walther Hofer zu überreden, aus seiner Vortragsreihe im Radio über den Nationalsozialismus ein Taschenbuch zu machen. Fast jedes Schulkind wurde seit 1957 mit diesem Taschenbuch konfrontiert, den Dokumenten zum Nationalsozialismus. 1961 lag die Auflage schon bei 300.000. Die ganze Fischer-Bücherei und die *Fischer Weltgeschichte* resultierten aus dieser aufklärungsfreudigen Gesinnungstradition, später die sogenannte schwarze Reihe vom seit 1976 bei Fischer TB für Geschichte verantwortlichen Walter Pehle. Aber solche demokratisch-progressiven Gesinnungsverleger für kritische Zeitgeschichte, wie sie Fischer, die EVA, Arani und der Colloquiums Verlag förderten, bildeten in den 1950er Jahren noch Ausnahmen.

3. Fast schlagartig änderte sich das nach 1958, dem Ulmer Einsatzgruppenprozess und den Hakenkreuzschmierereien an der Jahreswende 1959/1960, dem 1961 aufmerksam verfolgten Eichmann-Prozess in Jerusalem und während der Fischer-Kontroverse. Wie in den vorangegangenen Phasen waren es nicht nur Berufshistoriker, die Akzente setzten, sondern auch Verleger. Mit der Fischer-Kontroverse

<sup>15</sup> Vgl. Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993.

<sup>16</sup> Vgl. Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1968, S. 321.

<sup>17</sup> Vgl. Hermann Graml/Hans Woller, *Fünfzig Jahre Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1953–2003*, in: VfZ (51) 2003, S. 51–87.

setzte ein wahres Wettrennen um Autoren ein. Auf dem Buchmarkt war Zeitgeschichte im Aufwind. Erkennen lässt sich das in der Grafik zur Buchproduktion natürlich nicht, weil ja Konjunkturen aller Epochen darin verborgen sind. Aber in der APuZ-Grafik ist diese Hochphase der Zeitgeschichte fast mit Händen zu greifen.

Verleger beobachteten den Markt, fingen Stimmungen und den „Zeitgeist“ ein und versuchten, ihrem Programmprofil entsprechend Bücher zu verhindern oder, jetzt im Fall der Zeitgeschichte, zu fördern. Recht nüchtern beobachtete die Entwicklung noch Gerhard Aengeneyndt vom Klett Verlag, als er sich im März 1960 mit Ritter in Verbindung setzte. „Wie Sie gewiß aus den Tageszeitungen ersehen haben werden, ist in der Öffentlichkeit die Zeitgeschichte z. Zt. die große Mode. Es kann ja auch kein Zweifel darüber bestehen, daß sie in den Geschichtsunterricht einbezogen werden muß, ob aber in dem Umfang, wie vielfach in der Öffentlichkeit verlangt wird, scheint mir noch keineswegs sicher zu sein. Über diese Frage darf ich mir vielleicht gestatten, gelegentlich noch einmal Ihren Rat [...] zu erbitten.“ Man wollte sich beim nächsten Besuch weiter darüber unterhalten<sup>18</sup>.

Ein spontaner Beutezug ins Feld der Zeithistoriker lag Aengeneyndt fern. Andere Verlage hatten sich längst aufgemacht, Historiker, selbst wenn sie ihnen unbekannt waren, aufzuspüren und um zeitgeschichtliche Manuskripte zu bitten. Dafür hatte der Verlag Heinrich Scheffler im Januar 1960 ausgerechnet Ritter auserkoren, dem die Zeitgeschichte theoretisch ein Dorn im Auge war. „Erlauben Sie mir bitte eine Anfrage. [...] Die [rechtsextremen] Vorfälle der letzten Wochen haben mir vor Augen geführt, daß sehr viel mehr getan werden muß, besonders der jungen heranwachsenden Generation [...] mehr über die jüngere deutsche Geschichte zu sagen. Die Pseudogeschichtsschreibung, die sogenannten Tatsachenberichte der großen Illustrierten verzerren in ihrer Sensationsgier nämlich die Perspektiven.“ Scheffler fragte, ob Ritter bereit wäre, eine *Kleine Geschichte des Nationalsozialismus* zu schreiben, „wobei die Rolle der deutschen Widerstandsbewegungen und natürlich auch der Judenverfolgungen“ nicht fehlen dürfe. Ritter antwortete knapp. Er bedauere, dass ihm „infolge großer literarischer Aufgaben, mit denen ich voll beschäftigt bin, leider die Abfassung einer populären Schrift über den Nationalsozialismus nicht möglich ist. Ich empfehle Ihnen, sich einen geeigneten Autor mit Hilfe des Instituts für Zeitgeschichte, München, [...] zu suchen. Dort sind ja eine ganze Reihe jüngerer Herren mit ähnlichen Aufgaben beschäftigt.“ Ein neuer Verlag, der wie Scheffler (gegründet 1949) im Feld wenig etabliert war, hatte, zumal beim Vorsitzenden des Historikerverbandes, keine Chance. Die meisten Historiker hielten sich an die Altverlage mit ihrer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Tradition<sup>19</sup>.

Die Goldgräberstimmung in der Zeitgeschichte schuf teils paradoxe Beziehungskonstellationen. Hannah Arendt hat niemals erfahren, welche Vergangenheit der

<sup>18</sup> Bundesarchiv Koblenz (künftig: BA), N1166/370, (NL G. Ritter), Aengeneyndt an Ritter, 14. 3. 1960.

<sup>19</sup> BA, N1166/370, Scheffler an Ritter, 13. 1. 1960, Ritter an Scheffler, 15. 1. 1960.

Verlagsleiter bei Piper wirklich hatte, der dort seit 1958 ihr Gesprächspartner war. Hans Rößner, der auch Arendts „Eichmann in Jerusalem“ (1964) betreute, hatte früher mit Eichmann unter demselben Dach im Reichssicherheitshauptamt gearbeitet, und zwar im Ahnenerbe-Projekt, seit 1940 als Abteilungsleiter der Gruppe „Volkskultur und Kunst“. Diese bizarre Verbindung zwischen der jüdischen Philosophin und dem ehemaligen SS-Mann wurde erst 2002 aufgedeckt<sup>20</sup>.

Vielfach bedrängt wurde vor allem Fritz Fischer. Als er sein Manuskript über die „deutsche Außenpolitik im Ersten Weltkrieg“ schrieb, war er noch vorsichtig und schickte es gleich an mehrere Verlage. Er hatte nicht damit gerechnet, dass fast alle Häuser es in Verlag nehmen wollten. Manche konkurrierten angestrengt um dieses Buch. Wir kennen es als „Griff nach der Weltmacht“, weil Korte im Verlag Droste diesen zugkräftigen Titel erfand. Auch griffige Titel können die Wahrnehmungschance eines Buches erhöhen und damit Diskussionen auslösen. Mit diesem auch buchhändlerischen Erfolg geriet der Hamburger Professor ins Rampenlicht. Schon 1961 klagte Fischer, er könne sich „oft kaum retten vor der Seuche der ‚Zeitgeschichte-Fortbildungskurse‘ [...] vor Lehrern höherer Schulen und Bundeswehr“<sup>21</sup>. Dort und in der Verlagsbranche war er ungleich populärer als im Historikerkreis. Zornige Kollegen wollten ihn gerne „umlegen, einsperren oder unter Polizeiaufsicht stellen“<sup>22</sup>. Die Verleger hingegen rissen sich um Fischer, darunter sogar solche, die nicht nur von ihm, sondern auch von seinen Doktoranden jegliches Manuskript über den Nationalsozialismus sofort publizieren wollten. Solch ein wildes Suchen nach Autoren jeder Art entsprach eigentlich nicht der tradierten deutschen Verlagspraxis. Die Abweichung von dieser Gepflogenheit um 1960 zeigt um so mehr, wie sehr die Verlage den Zeitgeschichtsmarkt bedienen wollten. Bedeutete kritische Zeitgeschichte bis dahin ein unternehmerisches Risiko, entdeckte man nun zunehmend die geschäftliche Chance. Das stellte zwangsläufig die Autonomie der Wissenschaft in Frage. Verleger ermunterten Wissenschaftler zur Arbeit und vergaben, wie allgemein bekannt, Aufträge an Sachbuchautoren. Einige Sachbuchbeispiele aus der sogenannten Hitler-Welle illustrieren das deutlich.

4. Mit Biographien von Eberhard Jäckel und Ernst Deuerlein, mit Artikeln in der Presse und in Zeitschriften setzte 1969 die Hitler-Welle ein, gipfelnd in Joachim Fests „Hitler“ 40 Jahre nach der Machtübernahme, gefolgt von einem Film (1977) über Hitler sowie „Rückblicken“ auf die Hitler-Welle<sup>23</sup>. Herausragend war

<sup>20</sup> Vgl. Michael Wildt, Exkurs: Korrespondenz mit einem Unbekannten. Hannah Arendt und ihr Lektor, SS-Obersturmbannführer Dr. Hans Rößner, in: Lutz Hachmeister/Friedemann Siebing (Hrsg.), Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945, München 2002, S. 238–261.

<sup>21</sup> BA, N1422/3 (NL F. Fischer), Ordner 1962/63, K-R, Fischer an Dr. Malanowski, [Leitartikler der] Bremer Nachrichten, 18. 11. 1961.

<sup>22</sup> Ebenda, Ordner 1962/63, A-L, Fischer an Fritz T. Epstein, 14. 6. 1962, der einen Professor zitiert, der diese Drohung einem Studenten Fischers gegenüber äußerte.

<sup>23</sup> Vgl. Eberhard Jäckel, Rückblick auf die sogenannte Hitler-Welle, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 28 (1977), S. 695–710; Anneliese Mannzmann (Hrsg.), Hitlerwelle und

Fests Biographie von 1973. Wenige wissen, dass auch zu diesem Buch die Anregung von einem Verleger ausging, dem die Serie zum Nationalsozialismus aufgefallen war, die Fest als Redakteur beim RIAS gestaltet hatte. Propyläen legte von Fests „Hitler“ sofort optimistische 200.000 Stück auf. Das Buch wurde zu einem Best- und Longseller. Zum Erfolg mag auch der für damalige Zeiten astronomische Werbeetat beigetragen haben, der sich auf 100.000 DM belief, ähnlich wie ein Jahr später für Harry Valerius Buch zur Fußball-WM (Südwest Verlag). Das zweite Beispiel im Gefolge der Hitler-Welle sind Sebastian Haffners „Anmerkungen zu Hitler“ von 1978. Warum hatte er sie geschrieben? Rezensenten erliegen leicht dem Vorurteil, den Autor habe eine „Intention“ umgetrieben. Tatsächlich aber fand der Verleger Helmut Kindler Fests Hitler-Film unbefriedigend. Daher machte er sich auf zu Haffner, den er seit 1938 kannte, und bat ihn 1977 darum, „ein kleines Buch zu schreiben, gewissermaßen Anmerkungen zu Hitler. Er war sofort ernsthaft interessiert“<sup>24</sup>.

5. Auch das Fernsehrama „Holocaust“ im Januar 1979 trug dazu bei, dass die jüngste deutsche Geschichte auf dem Buchmarkt boomte. Bei den Sortimentern wurden viele ältere Titel nachgefragt, Eugen Kogons SS-Staat, das Tagebuch der Anne Frank, am meisten Haffners „Anmerkungen zu Hitler“. Es kamen Kunden, berichtete ein Kieler Buchhändler, die seine Buchhandlung sonst nie betreten hatten<sup>25</sup>. Auch der Bedarf nach Walther Hofers NS-Dokumentensammlung stieg sprunghaft. Sie war seit ihrer Erstauflegung 1957 in 150.000 Exemplaren kontinuierlich nachgedruckt worden, seit 1970 allerdings durchschnittlich nur noch mit 25.000 Stück pro Jahr. 1979 betrug die Gesamtauflage immerhin schon knapp 800.000, aber im Folgejahr mussten 50.000 Exemplare nachgelegt werden. 1983 erreichte Hofer die Millionengrenze. Endlich fand sich 1980 auch ein deutscher Kleinverlag, der Raul Hilbergs Buch über die Vernichtung der europäischen Juden publizierte, nachdem es eine Odyssee von dreißig Jahren hinter sich hatte. Doch das Buch war schlecht platziert. Olle & Wolter verschwand bald vom Markt. Erst ab 1990 wurde Hilberg zum Klassiker, weil der Fischer TB die drei Bände übernahm, obwohl Pehle ein Verlustgeschäft befürchtete. In den 1980er Jahren waren verschiedene Verlage wieder eher bereit als in den 1970er Jahren, kritische Literatur zum Nationalsozialismus zu akquirieren oder zu übernehmen. Der Übergang zur sechsten Phase verlief fließend, weil an die Literatur über den Genozid bald die Titel einer voraussehbar lang anhaltenden Phase seit 1983 anschlossen.

---

historische Fakten. Mit einer Literaturübersicht und einer Materialsammlung zum Neonazismus, Königstein 1979.

<sup>24</sup> Helmut Kindler, Zum Abschied ein Fest. Die Autobiographie eines deutschen Verlegers, München 1991, S. 552.

<sup>25</sup> Vgl. Bernt Engelmann, Gedanken über die amerikanische Fernsehsendung „Holocaust“. Geschichtsbewußtsein durch ein Melodrama? in: Börsenblatt, 16. 5.1979, S. 28 f.; vgl. die Umfrage bei zwölf Sortimentern, in: Ebenda.

6. Spätestens im Januar 1983, aber auch schon im Vorfeld, begann eine Phase, in der Historiker und Verleger für die nächsten 12 Jahre damit beschäftigt waren, das 50-jährige Gedenken an die zwölf Jahre von 1933 bis 1945 zu verarbeiten. 1988 etwa konkurrierten zahlreiche Monographien und Sammelbände zur Reichspogromnacht aus verschiedenen Verlagen miteinander. Auch andere Massenmedien sowie Museen, Politiker, Stiftungen und Gedenkstätten arbeiteten sich in den 1980er Jahren verstärkt an dem Zivilisationsbruch von 1933 ab. Der kanadische Soziologe Y. Michael Bodemann sprach damals von einer „Epidemie des Gedenkens in Deutschland“<sup>26</sup>. Inmitten dieser langen Phase brach 1986 der Historikerstreit aus, in dem es nicht nur um die Ursachen der Judenvernichtung ging, sondern auch um die Symbolpolitik der Regierung Helmut Kohl wie überhaupt um die öffentliche Erinnerung an die NS-Zeit<sup>27</sup>. Schließlich erfuhr die Genozidforschung einen weiteren Institutionalisierungsschub: 1995 wurde in Deutschland mit dem Fritz-Bauer-Institut in Frankfurt am Main das erste interdisziplinäre Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des „Holocaust“ eingerichtet und 1998 am Institut für Germanistik in Gießen eine „Arbeitsstelle Holocaustliteratur“. Denn unabhängig vom vorgegebenen Zwölfjahresgedenken erlebte nach der Wiedervereinigung die sogenannte „Holocaustliteratur“ – authentische Erinnerungen der Opfer an die Shoa und fiktionale Verarbeitungen der Shoa – eine neue Konjunktur, vergleichbar besonders mit der „Lawine“ der Erinnerungsliteratur von Lagerüberlebenden während der Jahre 1945 bis 1949 (darunter Kogon), die das Geschehene als geschehen beweisen wollte, aber auch mit der zweiten Phase von Augenzeugenberichten ab Anfang der 1950er Jahre (darunter die Quellensammlung von Léon Poliakov und Josef Wulf, aber auch die Perspektive von Kurt Gerstein) und der dritten Phase von Überlebendenberichten Anfang der 1960er Jahre (darunter Primo Levi, Elie Wiesel)<sup>28</sup>. Für die jüngste Phase war 1992 Ruth Klüger, „Weiter leben“, besonders einschlägig und für Wallstein nach eigener Aussage „von herausragender Bedeutung für die Entwicklung des Verlages“. Inzwischen ist es alleine in Deutschland über 300.000 mal verkauft worden<sup>29</sup>. Heute ist der 1986 gegründete Verlag eine der begehrtesten Adressen unter Geschichtsauteurs.

Das gesteigerte öffentliche Interesse an den lebendigen Nahaufnahmen nährte in den frühen 1990er Jahren das verlegerische Interesse an der Zeitzugehenliteratur bis hin zur Unachtsamkeit. Die berühmteste Panne war der allerdings nicht

<sup>26</sup> Y. Michael Bodemann, *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*, Hamburg 1996, S. 85 („Theatre of Memory“ erstmals 1991).

<sup>27</sup> Vgl. Ulrich Herbert, *Der Historikerstreit. Politische, wissenschaftliche, biographische Aspekte*, in: *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*, hrsg. von Martin Sabrow, München 2003, S. 94–113.

<sup>28</sup> Vgl. zu den drei ersten Phasen (Beweis, Anrührung/Einwirkung, Vielstimmigkeit) Meike Herrmann, *Historische Quelle, Sachbericht und autobiographische Literatur. Berichte von Überlebenden der Konzentrationslager als populäre Geschichtsschreibung? (1946–1964)*, in: Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz (Hrsg.), *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, München 2005, S. 123–146.

<sup>29</sup> Über den Verlag: <http://www.wallstein-verlag.de/about.html> (20. 8. 2008).

sofort zu durchschauende „Fall Wilkomirski“. Der zur Suhrkamp-Gruppe gehörende Jüdische Verlag übernahm 1995 Benjamin Wilkomirskis „Bruchstücke. Aus der Kindheit 1939–1948“, in denen der Autor sein Schicksal in Majdanek und Auschwitz schilderte. Drei Jahre später entpuppte sich die Geschichte als erfunden, Wilkomirski kenne die Konzentrationslager bloß als Tourist und aus der Literatur. Die international höchst emotional geführte Diskussion um diesen Fall tat der Erinnerungsliteratur jedoch keinen Abbruch<sup>30</sup>. In den letzten Jahren mehren sich auch die Titel der Zwangsarbeitererinnerungen, überdies die authentischen oder fiktionalen Berichte von Mittätern oder Tätern (Traudl Junge, Jonathan Littell etc.) – mit enormen Markterfolgen bis hinein ins Filmgeschäft.

Auch nach Ende der Zwölfjahresphase hat also das Thema Zeitgeschichte, insbesondere der Nationalsozialismus, bei Lesern und mithin Verlegern seinen Stellenwert nicht eingebüßt. Im Gegenteil. Die Bücher zu den zeithistorischen ZDF-Sendungen, die Guido Knopp seit Mitte der 1990er verantwortet, verkaufen sich gut. Britische Verlage sind bereit, Millionen Pfund zu investieren, um von einem Autor wie Richard J. Evans eine mehrbändige Geschichte des Dritten Reiches verfasst zu bekommen. Die deutsche Übersetzung erschien 2006 bei der DVA, dem Verlag, der in den ersten Jahrzehnten so eng mit dem Institut für Zeitgeschichte verbunden war. Da für die buchhändlerisch relevante Phase von 1983 bis 1995 und die unmittelbare Gegenwart die Arbeit mit Primärquellen wie Verlagskorrespondenzen Probleme aufwirft, belassen wir es bei dieser Skizze.

Wer sich für die deutsche Zeitgeschichtsforschung interessiert, sollte, wie gewohnt, die Texte aus- und ihre Kontexte offenlegen. Leider beschränkt sich die Forschung allzu oft auf eine Reproduktion der ideengeschichtlichen Entwicklungslinien. Unüberschaubar groß ist die Literatur etwa über die publizierten Werke der Historiker oder der „Holocaustliteratur“, die sich damit bescheidet, die Inhalte wiederzugeben, zu interpretieren oder gar literarisch zu kritisieren. Statistiken (etwa über den „Boom“ der „Holocaustliteratur“) oder auf Primärquellen gestützte Analysen sucht man indes vergebens. Tatsächlich gehören jedoch auch die Korrespondenzen und Paratexte zu den Kontexten dieser Texte und zu diesen Kontexten wiederum auch die Mittler zwischen Historikern und Öffentlichkeit, ohne die manches Buch nicht, später oder mit entsprechenden Folgen andernorts erschienen wäre. Es gibt Doktoranden, die „exemplarisch“ die Werke von drei Autoren der „Holocaustliteratur“ untersuchen, ohne die Fragen zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext dieser Bücher beantworten zu können. Drei von wie vielen? Und welche Rolle spielt am einen Ende der Verlag, vielleicht gar der Auftraggeber, am anderen Ende der Markt?

Was für diese Literatur gilt, lässt sich auf die gesamte zeitgeschichtswissenschaftliche Literatur übertragen, die von Rothfels bis heute primär motivgeschichtlich untersucht worden ist. Die Frage bleibt, wem eigentlich welche Inten-

<sup>30</sup> Vgl. Irene Diekmann/Julius H. Schoeps (Hrsg.), Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein, Zürich 2002.



tionen und Leistungen zuzurechnen sind, wer die Trends setzt. Sind es die Autoren alleine, wie Feuilleton und Rezensionen meistens suggerieren? Verlage und Verlagsprofile steuern unser Lektüerverhalten mit, heutzutage oft auch Literaturagenten. Dennoch wird dieser Aspekt meistens ausgeblendet. Verleger nehmen strukturell und unmittelbar Einfluss auf die Selektion und Wahrnehmung unserer Publikationen. Verlegerisches Handeln, ihr Einfluss und dessen Wirkungen gehören in die Zeitgeschichtshistoriographie und sollten nicht unterschätzt werden. Sie haben mit der „Hand am Puls der Forschung“ die Zeitgeschichte mit geprägt. Deshalb lohnt es sich, nicht nur immer wieder die Ansichten von Rothfels und anderer zweifellos wichtiger Autoren der Zeitgeschichte gedankengeschichtlich auszudeuten, sondern ebenso auf deren Umgebung, auf das verlegerische Umfeld und dessen Akteure zu achten. Das kann manche Überraschung bergen.